

ThomasForum Leipzig 8. April 2020
Prof. Dr. Jürgen Ziemer
Worauf wir uns verlassen können –
(Gott)Vertrauen in Zeiten des Ungewissen

1. Einleitung: Zeit des Ungewissen

Wir leben im Ungewissen. So bewusst wie jetzt war es uns nie. Es hätte freilich des Corona-Virus nicht bedurft, um zu spüren, wie wenig Sicherheit es gibt. Wir sind durch Medien jedweder Art umfassend informiert, mehr und unmittelbarer, als wir es in früheren Jahrzehnten waren, als die Globalisierung noch nicht so fortgeschritten war. Kein Terroranschlag entgeht uns, keine Dürrekatastrophe, keine Flüchtlingsbewegung. Alles, was uns beunruhigt, ist gleich nebenan. Die politischen Akteure sind unberechenbarer, teils mächtiger, teils machtloser, je nachdem, worauf wir vertrauen oder nicht. In einer unsicheren Welt ist es schwer, in Gewissheit zu leben. Natürlich muss man die persönliche Situation von der politischen unterscheiden. Glücklicherweise gibt es für viele von uns die privaten Inseln. Aber wir leben – normalerweise – nicht hinter geschlossenen Türen. Oft sind es weniger die Fakten als vielmehr eine grassierende Stimmung von Gereiztheit, Aggressivität, Tabulosigkeit, die alles erfüllt und die uns beunruhigt.

Wie kann man zuversichtlich leben in dieser Welt von heute – gerade auch im Blick auf die nachfolgenden Generationen der Kinder und Enkel?

Brauchen wir mehr „Gottvertrauen“? Natürlich brauchen wir es. Aber schon das Wort scheint aus der Welt gefallen. Es erinnert an eine Zeit, in der die Menschen vielleicht nicht so viel frömmer waren, aber in denen es doch noch eine gewisse Form von Alltagsreligiosität gab. „Gottvertrauen“ war da ein Teil der „Alltagskultur“. Da konnte man einander ermutigen, sich dem „Herrgott“ anzuvertrauen. Und es hatte Bedeutung, wenn einem in einer notvollen Situation ein bisschen mehr „Gottvertrauen“ zugesprochen wurde. Mag es nicht so tief gegangen sein, so hat es doch miteinander verbunden und in kritischen Situationen gutgetan.

„Mit etwas Gottvertrauen wird es weiter gehen.“ Wer redet heute noch so! Wir leben nicht mehr in einer weithin religiös grundierten Gesellschaft. Viele Menschen um uns sind in einer völlig selbstverständlichen Weise areligiös. Sie haben nicht nur „Gott vergessen“, sondern auch, „vergessen, dass sie Gott vergessen haben“ (Eberhard Tiefensee). Und der „Herrgott“ ist für viele eine Figur aus der Mottenkiste.

Es geht um „Gottvertrauen“ in einem Kontext, in dem die religiösen Lebensformen nicht mehr dazugehören und sich nicht von selbst verstehen. Gleichwohl: „Gottvertrauen“ ist ein wesentlicher, uns auch unterscheidender Wesenszug des Christseins. Es ist deshalb um unserer selbst willen wichtig, Gottvertrauen im Kontext einer multiplen Kultur des Vertrauens in unserer Gesellschaft zu verorten. Die Frage, wie und worauf wir vertrauen können, verbindet uns als Menschen, seien wir religiös oder nicht. „Wann, wenn nicht jetzt!“ (Hillel)

2. Einem Menschen vertrauen – der Anfang von allem

Wenn es um Vertrauen geht, denke ich zunächst an Menschen, denen ich vertraue. Menschliche Vertrauensverhältnisse sind die Basis. Ohne gegenseitiges Vertrauen ist das Miteinander armselig und qualvoll. Auch das Gottvertrauen hängt nicht zuletzt mit unserer menschlichen Vertrauensbereitschaft zusammen.

Was geschieht eigentlich, wenn ich einem anderen vertraue?

Es beginnt mit der *Person* des Vertrauens. Sympathie und Erfahrung spielen eine wichtige Rolle. Oft muss Vertrauen erst erworben werden. Ein Stück gemeinsamen Weges in der Familie, in der Schule, während der Ausbildung oder beim Studium bildet oft eine wichtige Voraussetzung. Man weiß umeinander, man kann sich vertrauen (oder auch nicht!). Manchmal ist es auch ein spontanes Gefühl. Da ist eine/einer – und ich fasse sofort Vertrauen, ich kann nicht sagen, warum, aber ich weiß, es ist so. Es mag riskant sein, sehr riskant vielleicht, aber das gehört dazu, wenn es um Vertrauen geht.

Vertrauen hat immer mit dem zu tun, *was kommt*. Es ist auf die Zukunft bezogen. Es ist offen, ob das Vertrauen trägt. Es gibt keine Versicherung dafür und keine Garantie. Vertrauen ist eher durch ein Gefühl aus Erfahrung und Intuition begründet als durch Erprobung und Kontrolle. Das macht gerade seinen besonderen Wert aus. Wenn der Vater seiner gerade erwachsenen Tochter nach bestandener Fahrprüfung das eigene Auto anvertraut – dann ist das eine exemplarische Vertrauenssituation. Sie kann einen jungen Menschen unerhört stärken: dass Du mir das anvertraust!!

Menschen vertrauen einander an, *was ihnen viel Wert* ist: eine verantwortungsvolle Aufgabe, einen wertvollen Gegenstand, ein Vermögen, ein Geheimnis, vielleicht einen Menschen. Das geschieht auf Zukunft hin, auch, wenn es inhaltlich um Vergangenes geht: ein verborgenes Handicap, ein

Vorfall, eine Schuld, etwas Peinliches usw. Ich vertraue es jemanden an. Weil es um Zukünftiges geht, ist immer etwas „Ungewisses“ dabei. Ich weiß ja nicht mit Sicherheit, wie eine Person mit dem umgeht, was ich ihr anvertraut habe.

Auf Dauer entsteht ein Vertrauensverhältnis nur, wenn es *auf Gegenseitigkeit* beruht. Das ist vor allem dann so, wenn das Vertrauensgut die Person selber ist: Ich vertraue mich dir an! Das ist das Credo jeder echten Freundschaft: Ich setze darauf, dass Du zu mir stehst wie ich zu dir. „Ich bin dein, und du bist mein!“ Ein Risiko ist immer dabei, es ist bewusst selbstgewählt – ein Wagnis, das die Möglichkeit des Scheiterns einschließt. Wer einem anderen vertraut, verzichtet auf Kontrolle, um das Risiko zu minimieren. Ich vertraue einem anderen, weil ich gewiss bin, nicht enttäuscht zu werden.

Das macht den Wert des Vertrauens aus. Es ist ein sensibles Gut. Einem anderen Menschen so zu vertrauen, ist eben darum ein beglückendes Gefühl. Darauf kann man bauen. Das stärkt auch indirekt das Selbstvertrauen. Und es gibt Sicherheit. Ich kann vieles, was kommt, besser tragen und durchstehen, wenn ich jemand habe, dem ich vertrauen kann.

Menschliches Vertrauen ist freilich *nicht grenzenlos*. Es kann sich erschöpfen, wenn es überstrapaziert wird, oder enttäuscht werden, wenn der Vertrauensempfänger mit seinem Verhalten hinter den Erwartungen des Vertrauensspenders zurückbleibt. Wenn gar das Vertrauen missbraucht worden ist, gibt es oft keine Möglichkeit, es wiederherzustellen. Dass Menschenvertrauen enttäuscht werden kann, gehört auch zur Struktur des Vertrauens. Sonst wäre es kein Vertrauen. Folgenreich wird die Enttäuschung dann, wenn dadurch generell die Vertrauensfähigkeit eines Menschen verloren geht. Man kann lebenslang daran tragen.

In diesem Zusammenhang kann auf das Angebot der *Seelsorge* in unseren Kirchen verwiesen werden. Hier ist die Vertraulichkeit – wie auch die in der ärztlichen und therapeutischen Praxis – in besonderer Weise geschützt. Wer die Schweigepflicht verletzt, riskiert sein Amt. In Vertrauenskrisen kann die Inanspruchnahme der Seelsorge eine große Hilfe sein. Leider sind gegenwärtig die Zeitreserven der Pfarrpersonen oft viel zu begrenzt, um hier ausreichende Angebote zu machen.

3. Urvertrauen – der lebensgeschichtliche Anfang des Vertrauens

Die wichtigste Voraussetzung für menschliches Vertrauen ist die Vertrauensfähigkeit einer Person. Ich beschränke mich dafür auf einen

entwicklungspsychologischen Aspekt, wie ihn der Psychoanalytiker Erik H. Erikson ins Gespräch gebracht hat. Erikson fragt danach, welche Persönlichkeitswerte ein Mensch im Lauf seiner Lebensphasen erwerben muss, um den Herausforderungen des Daseins gewachsen zu sein. Grundlegend für die früheste Lebensphase ist die verlässliche und ganzheitliche Zuwendung durch die Mutter und andere Personen des kindlichen Umfelds. Die wichtigste Ich-Leistung eines Menschen in seinen ersten Lebensjahren ist der Erwerb eines „Urvertrauens“. Dieses Urvertrauen sei, so sagt es Erikson, der „Eckstein der gesunden Persönlichkeit“ und bezeichne das „Gefühl des Sich-Verlassens in Bezug auf die Glaubwürdigkeit anderer wie die Zuverlässigkeit seiner selbst.“

Was gemeint ist, beschreibt Matthias Claudius in ebenso schlichter wie berührender Weise :

Ich danke Gott und freue mich,
wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
dass ich bin, bin! Und dass ich dich,
schön menschlich Antlitz habe.

So lautet die erste Strophe seines Gedichtes. Es ist überschrieben: „Täglich zu singen“! Das bedeutet, es betrifft das ganze Leben. Es geht um die Grundprägung, die mit uns geht: Urvertrauen.

Urvertrauen heißt: Ich darf sein und bin angenommen so wie ich bin - und zwar von denen, die für mein Leben wichtig sind. Ich brauche mich ihnen gegenüber nicht erst zu beweisen – durch Wohlverhalten, Gehorsam oder gute Taten. Das Urvertrauen kann im Lauf der Entwicklung gestärkt, aber auch gestört werden, wenn etwa eine primäre Bezugsperson fehlt und die Annahme versagt wird, wenn ein heranwachsender Mensch den Eindruck gewinnt: Ich bin unerwünscht und was ich tue, ist verkehrt. Da kann Urvertrauen in ein Ur-Misstrauen verkehrt werden. Es hängt für die Entwicklung der Persönlichkeit viel davon ab, ob der Erwerb eines Urvertrauens gelungen ist, auch und gerade im Blick auf die Vertrauensfähigkeiten eines Menschen, für seine Befähigung, anderen vertrauen zu können.

Es gibt unterschiedliche Auffassungen darüber, inwiefern dieses Urvertrauen schon für sich eine religiöse Bedeutung einschließt. Auch wenn Claudius seinen Vers mit „ich danke Gott“ einleitet, so ist der Gegenstand des Dankes doch die natürliche Gabe des Lebens, nicht schon der Glaube. Ich wäre jedenfalls vorsichtig mit einer Interpretation von Urvertrauen im Sinne einer unreligiösen Beziehung. Brigitte Boothe spricht davon als einer „elterlichen Gabe“. Diese

Bezeichnung ordnet das Urvertrauen erst einmal diesen primären Beziehungserfahrungen in der Kindheitsentwicklung zu, und das gilt auch ganz unabhängig davon, ob Religiöses in der Kindererziehung eine Rolle spielte oder nicht. Dass es für die Entwicklung einer Gottesbeziehung, also von „Gottvertrauen“ von hoher Bedeutung ist, versteht sich beinahe von selbst, aber es sollte davon unterschieden werden.

4. Grundvertrauen als Lebensvertrauen

Das Stichwort „Gottvertrauen“ ist gefallen, es ist das Vertrauen aus dem Glauben. Wir werden noch zu überlegen haben, was das heißt. Davon zu unterscheiden ist das „Grundvertrauen“. Grundvertrauen markiert eine Weise zuversichtlichen Lebens, die allen Menschen zugänglich ist – unabhängig davon, aus welchen Quellen Menschen diese Zuversicht schöpfen.

In der Psychologie wird „Grundvertrauen“ als das „tiefste und letzte Vertrauen-Können des Menschen“ definiert. Wir verstehen so die Lebenseinstellung der Zuversicht, die Bereitschaft, sich auf die uns umgebende Wirklichkeit, in die wir hineingestellt sind, einzulassen.

Lassen Sie mich, was Grundvertrauen bedeutet, in ein paar Zügen beschreiben:

Weltvertrauen

Man kann da zunächst von dem notwendigen und möglichen *Alltagsvertrauen* sprechen. Der Alltag setzt ja voraus, dass ich in die Funktionsfähigkeit der alltäglichen Abläufe vertraue, darauf dass andere ihre Aufgaben erfüllen, dass die Busfahrerin mich ans Ziel bringt, und der Bäcker das Brot nicht vergiftet, der Lehrer mich fördern will, und dass der Ärztin meine Gesundheit am Herzen liegt.

Genauso wie ich darauf vertraue, dass am Morgen die Sonne aufgeht, dass die Jahreszeiten zu ihrer Zeit kommen, dass Saat und Ernst gewährleistet sind usw. Diese Verhaltensweise von Vertrauen schließen nicht aus, dass es erschüttert werden kann. Die zunehmende Erderwärmung hat in Frage gestellt, was bisher als unumstößlich galt. Und die aktuelle Corona-Krise tut es auf ihre Weise. So kommen Fragen auf: Worauf muss ich mich einstellen. Wie sicher ist unser Leben? Was darf ich noch, was nicht? Grundvertrauen ist kein naiver Optimismus, es ist auch nicht absolut. Es ist ein „Habitus, der existentielle Angst nicht ausschließt, sondern zu umfassen vermag“ (Peng-Keller, 39), so dass ich handeln und leben kann. Gerade wenn vieles nicht mehr so sicher wie einst ist, ist es wichtig, dass ein Grundvertrauen bleibt und damit die Hoffnung, dass die Krise endlich ist und ein Ende haben wird.

Verbundenheitsgefühl

Zum Grundvertrauen gehört das *Gefühl eines tiefen Verbunden-Seins* mit der Erde, der Natur, den Menschen. Das erste, was Matthias Claudius bei seinem Lob des „ich bin, bin“ einfällt, zeigt der 2. Vers seines Liedes „Täglich zu singen“:

Dass ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen...

So schlicht es uns ankommen mag, in diesen Gedichtzeilen kommt die Daseinsfreude, die Verbundenheit mit dem Dasein, hier besonders der Natur, wunderbar zum Ausdruck. Das ist die Basis des Grundvertrauens: Ich bin verbunden mit Menschen, mit der Natur. Es ist so wichtig, es auch jeden Tag wahrnehmen zu können, die Luft zu atmen, die Sonne zu spüren und den Himmel über sich zu wissen. Die totale Klausur ist im Prinzip menschenfeindlich. Mag sie in bestimmten Situationen zwingend sein, so sind gerade dann Zeichen des Verbunden-Seins unerlässlich. Trotz „Abstand halten“ verbunden bleiben – das ist der paradoxe Imperativ der Stunde.

Grundvertrauen beruht auf dem Gefühl der tiefen Verbundenheit mit allem Seienden und darüber hinaus mit dem, was hinter dem Sichtbaren zu erahnen ist als das Unverfügbare unseres Daseins – eben jene „Sachen, die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehn“ (wie es im berühmten Mond-Lied heißt).

Es gehört zu den belastenden Momenten der Corona-Pandemie, dass gerade auch die Verbundenheit im Glauben, wie sie vor allem im gemeinsamen Gottesdienst Gestalt gewinnt, nicht so deutlich erfahren werden kann. Vielleicht aber wird sie durch das Fehlen wieder besonders bewusst.

Sinnvertrauen

Das Grundvertrauen ist *Lebens- und Sinnvertrauen*. Jeden Morgen aufstehen, die ewiggleichen Dinge tun, zur Arbeit gehen - das ist eine Herausforderung, vor die jeder und jede gestellt sind Tag für Tag. Wenn man nicht mehr weiß, wozu es gut ist, wird es schwer. Für die Ärztin und den Krankenpfleger auf der Intensivstation sind die Anforderungen riesig, aber es wird für sie vergleichsweise leicht sein, darin einen Sinn zu sehen, auch wenn sie spürbar an die Grenzen ihrer Kräfte kommen. Viel schwerer ist es für den Unterhaltungskünstler, dem Corona die Existenzbasis genommen hat, und der

sich nun mit Übungen und Planspielen über Wasser halten muss. Jetzt ist das Grundvertrauen gefordert: Ja, es ist sinnvoll, und sei es dazu, sich gegen das eigene Versagensgefühl und die aufsteigende Depression zu stemmen. Vermutlich ist eine der Hauptgefahren der gegenwärtigen Pandemie, dass sie an das Grundvertrauen von vielen rührt. Dagegen müssen wir uns wehren. Das Grundvertrauen setzt nicht ideale Verhältnisse voraus, in denen alles wie von selbst läuft. Es ist das Vertrauen darauf, dass mein Leben „trotz dem Widersinn von Scheitern, Leid und Tod... eingebunden ist in sinnhafte Lebensordnung“ (Peng-Keller, Grundvertrauen 212).

Selbstvertrauen

Das Grundvertrauen ist nicht nur ein passivisches. Es ermutigt das Ich aufzustehen und standzuhalten- Es ist darin auch *Selbstvertrauen*. Unvergleichlich schön ausgedrückt in der Ode Paul Flemmings:

Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid..

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren,
Nimm dein Verhängnis an, lass alles unbereut.
Tu, was getan sein muss, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Besser kann man nicht sagen, was Grundvertrauen bedeutet. Es bedeutet Seins- und Selbstvertrauen. „Schau alle Sachen an. Dies alles ist in Dir!“ heißt es später. Wunderbar, wenn man es sich so sagen lassen kann. Das ist ungemein vertrauensfördernd. Selbstvertrauen wird gefördert durch den Zuspruch von außen, hier durch das Gedicht. Ich zehre doch auch davon, wie andere mich sehen. Das stärkt mein Selbstvertrauen.

Wo das Selbstvertrauen abnimmt, schwindet das Grundvertrauen und damit mehr und mehr auch das Vertrauen in einen letzten Halt. Ohne Hilfe, sei es therapeutischer, sei es seelsorglicher Natur, geht es dann oft nicht weiter.

Grundvertrauen auf der Grenze?

Grundvertrauen heißt: es ist sinnvoll, mich dem Leben anzuvertrauen, und das meinige zu tun, so gut ich es vermag. Das mag für den Normalfall gelten. Was ist mit dem Grundvertrauen, wenn die Situation sehr ernst ist? Ich denke nicht so sehr an die aktuelle Corona-Krise bei uns. Mir fallen ganz andere aktuelle kritische Situationen ein. Wer möchte in den Flüchtlingscamps auf den Inseln in der Ägeis oder an der griechisch-türkischen Grenze von „Grundvertrauen“ reden! Wir spüren sofort, dass es fehl am Platze, ja

geradezu zynisch wäre, zumal aus einer sicheren Position heraus. Da haben die Probleme der physischen Versorgung natürlich Priorität. Aber: muss man nicht voraussetzen und hoffen, dass Menschen gerade in Extremsituationen und vielleicht auch vor Mammutaufgaben von so etwas wie einem „Grundvertrauen“ getragen und geleitet werden! Was lässt sie so etwas wagen, was hilft ihnen, das auch durchzustehen? Wer je etwas in dieser Richtung erlebt, weiß, dass einem da Kräfte zuwachsen können, von denen man vorher nichts geahnt hat. Aber auch das ist wahr: Irgendwann ist das Grundvertrauen aufgebraucht! Wünschen wir uns, nie in diese Situation zu geraten!

5. Gottvertrauen – die Kraft des Glaubens

Alles was zum Grundvertrauen gesagt ist, gilt auch für das Gottvertrauen. Gottvertrauen ist Grundvertrauen, in dem Gott eine entscheidende Rolle hat. Ich vertraue darauf, dass ich in den Herausforderungen, die mir das Leben stellt, nicht verlassen bin – von Menschen nicht und mit Gewissheit nicht von Gott. Im Lateinischen gibt es für „Glauben“ zwei Wörter: fides im Sinne des Glaubensinhaltes: „ich glaube an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden“, und fiducia im Sinne des persönlichen Vertrauens. Gottvertrauen ist fiducia: „ich gehe davon aus, dass er an meiner Seite ist, was immer mir an Gutem oder Bösem widerfährt.“

„Das“ Gottvertrauen im Sinne eines religiösen Normverhaltens gibt es nicht. Und es gibt schon gar nicht das „richtige“ Gottvertrauen, das ich habe oder nicht habe. Wer hätte das denn festzustellen und zu beurteilen! Wie stark es ist, wie sehr es schwächelt und ins Wanken gerät, das hängt davon ab, wie ich geworden bin, was mir mitgegeben und was mir versagt worden ist.

Gottvertrauen ist, psychologisch gesprochen, immer auch „persönlichkeitsspezifisch“:

Das Gottvertrauen der zupackenden Realistin ist anders als des tiefbohrenden Zweiflers, das des heiteren Weltkindes anders als des empfindsamen Schöngeistes, des skeptischen Theoretikers anders als der pflichtbewussten Menschenfreundin.

Für die eine ist Gottvertrauen ein Teil des inneren Lebensgerüsts, für den anderen ein flüchtiges Gut, das immer neu eingefangen werden will. Und Charakter hin und her, es ist doch ein Unterschied, ob mir in frühen Tagen abends am Bett gesungen wurde „So legt euch denn ihr Brüder in Gottes Namen nieder“ oder ob nichts dergleichen mir widerfahren ist. Wir sind unterschiedlich geprägt, und wir erleben Gottvertrauen unterschiedlich. So ist es! Gottvertrauen gewinnt in uns eine Gestalt, die unserer Person entspricht.

Aber seinen Grund hat es nicht aus uns selbst, sondern außerhalb von uns. Gottvertrauen ist etwas, das wir täglich erfahren, aber nicht selbst herstellen können. Es ist eine Gabe, die uns zu Teil wird, jedem auf seine Weise.

Was bedeutet das für die Gestaltung von Gottvertrauen im Leben?

Warten können

Zuerst nenne ich, und das verwundert vielleicht: die *Geduld, das Warten können*. Gottvertrauen stellt sich ein, wenn ich mich dafür öffne, aber es ist nicht erzwingbar. Es ist nicht der Notkoffer, den ich nur aufmachen muss, wenn etwas klemmt oder die Luft runter ist. Die angemessene Einstellung für das Gottvertrauen ist der Gestus der Wartenden. Das klingt im ersten Moment sehr enttäuschend. Es ist in Wirklichkeit aber sehr entlastend und befreiend. Die verständlichen Selbstanklagen, dass sich das Gottvertrauen nicht einstellen wolle, obwohl man sich doch so bemüht habe, sind verständlich, aber überflüssig. Manchmal muss ich ja wirklich erst an den Punkt kommen, wo ich erkenne, dass ich nichts aus mir machen muss. Gottvertrauen wächst in der *Stille*. Das ist eine fundamentale Erfahrung der Religionen und wie auch des Christentums. Jesus suchte sie in den entscheidenden Momenten auf seinem Weg (z.B. Gethsemane), das frühe Mönchtum vertraute darauf, in der Einsamkeit der Wüste, wo nichts war außer Ödnis und Schweigen, die Stimme Gottes zu vernehmen. Antoine de Saint Exupéry drückt es in seiner „Hymne an die Stille“ poetisch aus: „Stille des Herzens. Stille der Sinne. Stille der inneren Worte, denn es ist gut, wenn du Gott wiederfindest, der die Stille im Ewigen ist.“

Hören auf die Botschaft: Gott vertraut mir!

Sich offenhalten für ein tragendes Wort, auf *die Botschaften hören*, die stärken. Das fällt nicht so leicht. Wir sind meist eher empfänglich für Botschaften, die uns zur Selbstverbesserung auffordern nach dem Motto: „Du musst dein Leben ändern!“ (Peter Sloterdijk) Daran ist ja so viel richtig, und es leuchtet so sehr ein, aber Gottvertrauen wächst so nicht. Gott begegnet uns als Liebe. Mich dafür mich offenhalten, wenn ich im Radio früh eine Andacht höre, die Losung lese, oder im streaming-Dienst den Gemeindegottesdienst mitfeiere – das ist jetzt angezeigt. Oft mögen die Worte viel zu schnell über uns hinweggehen, Aber dann gibt es den Moment, da werde ich hellwach, wenn ich unerwartet in meine Situation hineinsprechen höre: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen du bist mein!“ (Jes 43, 1) Ich lasse dieses „Du“ einen langen Moment für mich gelten, und es durchfährt mich. Ja, das ist es, und ich stehe im Gottvertrauen. Man kann diese Momente nicht machen, aber sie kommen, wenn ich warten kann und offen

bin. Helmut Gollwitzer hat als Summe des Evangeliums formuliert: „Wir sind geliebter, als wir wissen!“ Gottvertrauen bedeutet in diesem Sinne zu allererst: Gott vertraut mir! Er geht in Vorleistung! Das ist der Anfang. Darauf kann ich mich verlassen.

Nicht sorgen!

Gottvertrauen hat wie alles Vertrauen zu tun mit dem, was kommt und noch nicht. Gottvertrauen ist *Hoffnung*. Genauer gesagt Hoffnung auf Stärkung und Kraftzuwachs für die Situation, in der ich es brauche. „Sorget nicht für den morgigen Tag“ sagt Jesus unter Hinweis auf die Vögel am Himmel (Mt 6, 25f). Die Kraft, das Morgen zu bestehen, wird uns morgen zuwachsen.

Gottvertrauen hat in diesem Sinne etwas mit Ent-sorgung zu tun. Im Blick auf die sehr ernste und besorgniserregende Zukunft warnt Bonhoeffer in seinem Rechenschaftsbericht „Nach 10 Jahren“ (1943) davor, das Heute mit den Sorgen von morgen zu befrachten: „Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern auf ihn verlassen.“ Das ist Gottvertrauen als Hoffnung. Sie tritt an die Stelle der Sorge, wie wir Situationen bestehen können, die noch kommen und die wir nicht vorwegnehmen können. Gottvertrauen steht gegen eine unsere Lebenskräfte verzehrende Macht der Sorge. Er wird uns geben, was wir brauchen.

„Die Zukunft ist sein Land“

Gottvertrauen ist in diesem Sinne auch umfassendes *Zukunftsvertrauen*. Wir kennen die Zukunft nicht. Manchmal ist sie uns nichts als ein Land des Ungewissen: was wird aus unserem Land? Was wird aus unserer Kultur? Was wird aus unserer Kirche? Was wird aus unserer Welt mit all ihren Ungerechtigkeiten und ihrer Friedlosigkeit? Gottvertrauen ist keine naive Weltsicht nach dem Motto: alles nicht so schlimm. Wir sind nicht aus der Verantwortung entlassen. Im Gegenteil: Gottvertrauen ist die Ermutigung, unsere Verantwortung zu übernehmen und die Welt nicht sich selbst zu überlassen. Manchmal gibt uns die Vergangenheit einen notwendigen Anstoß dazu. Wir haben es 1989 in dieser wunderbaren Mischung aus revolutionärer Gesinnung und Glaubensmut erfahren und mit Klaus-Peter Hertzsch gesungen: „Vertraut den neuen Wegen, auf die uns Gott gesandt. Er selbst kommt uns entgegen. Die Zukunft ist sein Land. Wer aufbricht, der kann hoffen.“ (EG 395, 3). Sollte das vorbei sein? Das ist doch mehr als Erinnerung. Wir werden es brauchen können, jetzt und dann besonders, nach der Krise.

Eine Adresse für meine Klage

Gottvertrauen bedeutet auch: Da ist eine Adresse des Anvertrauens, ein *Zufluchtsort* – für all das Ungelöste und Unabgeholte meines Lebens: für die Enttäuschungen und Ängste, für die selbstverschuldeten Notlagen und die unverdienten Schläge. Die Klage nimmt Gott beim Wort. Sie ist eine Form des Gottvertrauens. Vielleicht sogar die allerwichtigste, und manchmal auch die allererste. Ist es denn von ungefähr, dass für die frommen Juden die Klagemauer der heiligste Ort ist? Und wie kommt es eigentlich, dass der Psalter das meist gelesene Buch der Bibel ist, weil sich in ihm die frommen Menschen wiederfanden mit ihrem Leiden und ihren Ängsten. Und ist es Zufall, dass diese ursprünglich religiöse Ausdrucksform für Klage und Hoffnung in der modernen Lyrik eine so gern adaptierte literarische Gattung darstellt? „Höre Gott!“ heißt die bekannteste Sammlung moderner Psalmen (hg. von Paul Konrad Kurz, Zürich 1997). Die neuesten Psalmen die ich kenne, stammen von Uwe Kolbe, einem der so wichtigen Lyriker aus den letzten DDR-Jahren. Kolbe, der sich selbst als „Heiden“ bezeichnet, nennt seine Dichtungen von Klage und Sehnsucht bewusst Psalmen. Er tut es in Anlehnung an die biblischen, die nach seiner Meinung vor Vertrauen in Gott „strotzten“. Das könne er von sich nicht sagen, aber er habe für sich „keinen anderen gefunden, als sich die irdische Liebe erschöpfte. Es gab keinen Ersatz auf Erden. Ich sagte Gott. Und als ich ihn ansprach, verweigerte er sich nicht. Aus verlorener Nähe der Liebe wurde Liebe zu Gott unmittelbar.“ (Kolbe, 7)

Gottvertrauen hat wie alles Vertrauen mit dem zu tun, was noch nicht ist. Und es kann anders kommen als erhofft. Gottvertrauen kann enttäuscht werden. Man darf es nicht verschweigen. Es gibt keine Versicherung dafür, dass „alles gut“ wird. Aber Gott weicht nicht. Er lässt sich erinnern. Manchmal muss man sich gegen ihn auflehnen, um sich kräftig in Erinnerung zu bringen. So wie es der Beter des 73. Psalms tut, der Gott die Summe seiner Leiden vorhält, um dann im gleichen Atemzug zu bekennen: „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand.“ Wer Gott beim Wort nimmt und mit ihm ringt, kann daraus gestärkt hervorgehen. Er bleibt erreichbar. Gottvertrauen geht nicht ins Leere.

6. Zum Schluss; zwei praktische Impulse und ein Gedicht

Einmal: Gottvertrauen im Getriebe des Alltags oder auch in der Duldungszeit des Leides kann seinen Ausdruck in kurzen Gebetsrufen finden: Bleib bei mir, Gott! Hilf mir, Jesus Christus! Und vielleicht nur ein aus der Tiefe unserer Seele kommendes „Ach Gott!“ Als Evangelische tun wir uns ein bisschen schwer mit solch ritualhaften Frömmigkeitsformen, orthodoxen und katholischen Christen

liegt das viel näher. Aber es ist hilfreich. Noch der kürzeste Gebetsruf und der schlichteste Gottesseufzer durchbricht die Einsamkeit in der Not. Es bedarf unsererseits nicht viel, um Gott nah zu kommen!

„Das Gebet ist Atem des Glaubens“ (Otto Haendler).

Zum anderen: Im gegenwärtigen Krisenmodus gibt es keine Gottesdienste in unseren Kirchen. Das schmerzt, aber viele Gotteshäuser sind geöffnet. Das ist eine Chance! Der Kirchenraum, seine Schönheit und seine Stille, sind von jeher eine wichtige Inspiration für das Gottvertrauen. Besonders tröstlich finde ich eine Notiz des Dichters Wolfgang Koeppen, der sich selbst nicht gerade als besonders gläubig angesehen hat: „Meine Zwiesprache mit Gott ist intim. Zuweilen öffne ich die Tür zu einer katholischen Kirche, ich schnuppere etwas Weihrauch von der letzten Messe, freue mich des schönen Raumes und denke freundlich an den Schöpfer. Ich weiß: Er ist vorhanden!“

Und da dieser Vortrag ursprünglich in der Woche vor Ostern zu halten gewesen wäre, noch dieses Gedicht aus den „Psalmen“ von Uwe Kolbe (2017):

Karwoche, Karwoche

Niemand und Nichts, aber sein
Mit dem Trost der Lieder,
auch wenn die Saiten gesprungen
und können ersetzt nicht werden,
auch wenn der elektrische Strom
ausbleibt, die gewohnte Maschine.
Entfalten sich Stimmen der Vögel,
zu hören tief in den Lungen,
bevor noch ein Grün an den Bäumen
in dem ganzen kalten Gebiet.

Jürgen Ziemer

Email: ziemer@uni-leipzig.de

Nachtrag: Auf Einzelnachweise von Zitaten wurde aus Gründen der Lesbarkeit weitgehend verzichtet. Ich reiche sie gern nach- Für die inhaltlichen Grundausrichtung habe ich profitiert von dem Zürcher Vertrauensforschungsprojekt: Ingolf Dalferth (Hg.) Gottvertrauen, Freiburg 2012; Ingolf Dalferth/Simon Peng-Keller (Hg.): Grundvertrauen, Leipzig 2013; Andrea Lassak, Grundloses Vertrauen, Tübingen 2015.

-